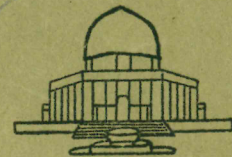
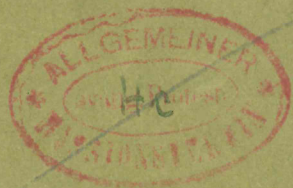


Meine Erlebnisse in Urfa

Von

Bruno Eckart



Potsdam
Tempel-Verlag
1922

A
7
7913

Literatur

aus dem Tempel-Berlag, Potsdam
(Giro-Konto Nr. 160 bei der Giro-Kasse der
Stadt Potsdam, Postcheckkonto Berlin Nr. 35928):

Der Todesgang des armenischen Volkes. Bericht über
die Lage des armenischen Volkes in der Türkei. Von
Dr. Joh. Lepsius. 2. Auflage. M. 10.—

Deutschland und Armenien 1914—1918. Diplo-
matische Aktenstücke aus den Archiven des Auswärtigen
Amtes in Berlin und der kaiserlich deutschen Bot-
schaft in Konstantinopel. Herausgegeben von Dr. Joh.
Lepsius. M. 30.—

Im Lande des Blutes und der Tränen. Erlebnisse
während des Weltkrieges in Mesopotamien. Von
Jacob Künzler. M. 15.—

Seltene Lebensgeschichte eines syrischen Mönches.
Von Jacob Künzler.

Eindrücke eines deutschen Oberlehrers aus der
Türkei. Von Dr. Martin Niepage. M. 2.—

Suedije, eine Episode aus der Zeit der Armenier-
verfolgungen. M. 1.—

Erlebnisse eines zwölfjährigen Knaben während
der armenischen Deportationen. Nach dem Be-
richte des Knaben geschrieben von Frau Prof. Therese
Lehmann-Haupt. M. 2.—

Der Orient. Monatschrift der Dr. Lepsius Orient-Mission
1919, 1920 und 1921. Je M. 10.—

Mitteilungen aus der Arbeit. Herausgegeben von
Dr. Joh. Lepsius. 1917/1918. M. 6.—

Eckart, Bruno: Meine Erlebnisse in Urfa.

Armenisches Märtyrertum. Von Fa'iz El-Chusein
(ein Muhammedaner).

===== Ferner aus fremdem Verlag: =====

Armenien einst und jetzt. Band I. Illustriert von
Prof. Dr. Lehmann-Haupt. M. 43.20.

Der Prozeß Talaat Pascha. Stenogr. Prozeßbericht mit
e. Vorwort v. Armin T. Wegner u. e. Anhang. M. 15.—

Christoffel: Aus dunklen Tiefen. M. 12.—

Preisangaben für den Stand im Mai 1922.

Meine Erlebnisse in Urfa

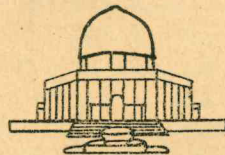
Von

Bruno Eckart



Evangelisches Missionswerk
in Südwestdeutschland e. V.
7 Stuttgart 1, Vogelsangstr. 62
Bibliothek

333-42



Potsdam
Tempel-Berlag
1922

Copyright by Tempel Verlag
Potsdam 1922



A7/7913

2000/2940

1. Die Vorboten.

Als die Türken am 1. November 1914 in den Krieg eintraten, gaben sich die Armenier düsteren Betrachtungen über ihr künftiges Schicksal hin. Das schien uns Deutschen, als Bundesgenossen der Türkei, recht überflüssig, und wir redeten den Leuten zu, falls es so kommen sollte, wie sie fürchteten, hätte Deutschland auch ein Wörtlein mitzusprechen. Aber unsere armenischen Freunde trauten den Jungtürken nicht. Im April 1909 hatten in Adana Elitegruppen der Jungtürken schrecklich gegen die Armenier gewütet. Und sprachen die Jungtürken nicht immer und überall davon, daß sie alle Untertanen ihres Reiches turkifizieren wollten? Den Türken fiel die Besorgnis der Armenier auf, und sie wurden darüber verstimmt.

„Chajindalar“! sie sind falsch, war damals eine ständige Redensart der Türken. Uns Deutschen gegenüber drückten sie sich noch deutlicher aus. „Sie sind eure Schützlinge, sie mißgönnen uns jeden Sieg.“ — Wenn es sich um Armenier handelt, übertreibt der Türke. In Wahrheit kümmerte sich die Masse der Bevölkerung überhaupt nicht um Politik, sondern hatte reichlich mit Nahrungsjorgen zu kämpfen. Wir machten die Armenier auf den gefährlichen Haß der Muhammedaner aufmerksam, und mein Bruder sprach darüber in der großen armenischen Kirche zu den versammelten Männern. Sie

hörten dankbar zu. Viele vertrauten wohl im stillen auf das mächtige Deutschland, das keine Verfolgung zulassen würde.

Im Frühjahr 1915 erregte ein unbedeutendes Vorkommnis die Wut der Türken in bedenklichem Grade. Aus Anlaß einer Siegesmeldung veranstaltete die türkische Jugend einen Umzug durch die Stadt. Als der singende Trupp begeisterter Jungen durch eine Bazarstraße zog, rief ein armenischer Schneiderlehrling aus der Werkstätte heraus: „Ihr glaubt ja selbst nicht an eure Siege“. Voll Erbitterung wurde der Bursche auf die Straße gezerrt und ordentlich verprügelt. Seinen Meister steckte man einige Tage ins Gefängnis. Die naseweise Bemerkung des armenischen Lehrlings gab dann noch einige Zeit Unterhaltungsstoff für fanatische Türken.

Anfang März wurde das falsche Gerücht in Umlauf gesetzt, armenische Soldaten seien in Massen zu den Feinden übergelaufen. Als bald darauf die Regierung den christlichen Soldaten Waffen und Uniform abnahm und sie in Arbeiterbataillone steckte, bemächtigte sich der armenischen Bevölkerung drückende Sorge. Sie deutete sich die Degradierung ihrer jungen Soldaten im schlimmsten Sinne.

Im April führten mich Geschäfte nach Aleppo. Ich mußte die Reise in einem Wagen unternehmen, weil die Bagdadbahn damals keine Zivilpersonen beförderte. Jenseits des Euphrat, im Flecken Membidj, begegnete ich einem Trupp armenischer Familien aus Zeitun, einem Bergstädtchen im Taurus. In dem Karawanserai, wo ich übernachten sollte, trat ein Armenier auf mich zu und fragte leise: „Bist du Amerikaner?“ Als er hörte, „Deutscher“, wollte er sich verlegen entfernen; mein Kutscher hielt ihn aber zurück, und ich hörte folgendes Gespräch mit an. „Ich bin aus Zeitun. Sieh dort die

Schar Menschen. Wir sind ohne Verhör von Haus und Hof vertrieben worden, kaum daß wir das Nötigste mitnehmen durften. Man hat uns dafür verantwortlich gemacht, daß türkische und armenische Deserteure, welche sich lange Zeit in unseren Bergen herumtrieben, mit Truppen der Regierung in einen Kampf verwickelt wurden. Wir hätten die Räuber einfangen sollen, behauptete der türkische Kommandant. Er versprach uns Frieden und Sicherheit, wenn wir unsere Waffen abgelieferten. Wir zögerten erst; denn auf Türken ist kein Verlaß. Dann taten wir's — und nun schießt man uns in die Verbannung. Niemand weiß, was aus uns werden wird.“ Mich beschlügen bei diesen Worten trübe Gedanken. Hätten die Türken im Jahre 1895 den Armeniern in Urfa nicht auch vollkommenen Schutz zugesichert, wenn sie ihre Waffen herausgeben würden? Und als dies geschehen war, hat man sie wenige Tage darauf vom türkischen Pöbel massenhaft wie Schafe abgeschlachtet lassen, während die Soldaten zusahen oder mithalfen.

Auf der Weiterreise trafen wir in Bab und Aleppo noch große Scharen solcher Vertriebenen aus Zeitun. Aber ihre Lage war damals noch nicht allzu traurig. Sie hatten noch zu leben und in den Nächten ein schützendes Dach über sich. Und doch sprach aus den Blicken der Männer Verzweiflung. Vielleicht ahnten die Unglücklichen, daß dies ihre letzte Reise sein sollte.

2. Drohendes Unheil.

Nach meiner Rückkehr aus Aleppo traf die Hiobsbotschaft von dem „Aufstand“ der Armenier in Wan ein. Der Lügendienst der Kriegsdepeschen setzte ein. Der offizielle Draht meldete: „18000 Muhammedaner getötet, Armenier mit Russen verbündet.“ Heute weiß man,

daß kaum mehr als 18 Muhammedaner bei dem von dem Wali Djevdet Bey in Wan provozierten „Widerstand“ der Armenier gefallen sind. Damals verbreitete man die Lügennachrichten in der ganzen Türkei. Angst und Schrecken herrschte unter den Christen, und bei den Türken nahmen Erbitterung und verbissener Grimm von Tag zu Tage zu. Verwünschungen und fanatische Drohungen wurden laut. Wir sahen mit Bedauern, wie selbst verständige Türken sich in Schmähworten über die Armenier ergingen. Der türkische Pöbel schien mit Ungeduld auf Meheleien zu warten.

Inzwischen hatte das Vernichtungswerk in Ostanatolien begonnen. Ein aus Diarbekr nach Urfa kommender Amerikaner brachte die ersten Schreckensnachrichten. Einige Zeit darauf langten die ersten Menschenkarawanen, nur Frauen und Kinder, in Urfa an. Die Männer waren alle bald nach dem Ausbruch aus ihrer Heimat getötet worden, und tausende von Leichen lagen rechts und links der Straßen, Hundstuden und Nasgeiern zum Fraß. Frauen erzählten uns von den entsetzlichen Schlächtereien, die vor ihren Augen vollführt wurden.

In der ersten Zeit der Deportation durften wir die Vertriebenen in den großen Karawanenserais außerhalb der Stadt aufsuchen. Das Elend unter den zerlumpten, kranken, unsagbar traurigen Frauen war furchtbar. Aus ihren matten Augen sprach entweder stumpfsinnige Angst oder seelische Verzweiflung. Sie waren kaum mit dem Notwendigsten versehen, und die Regierung ließ nur sehr unregelmäßig Brot unter die Ausgestoßenen verteilen. Viele litten schreckliche Hungerqualen. Was sie erzählten, war schauerlich anzuhören. — Von Gendarmen geschlagen, wenn die Füße versagten; von Kurden ausgeraubt und schändlich mißhandelt. Viele waren vor Erschöpfung am Wege liegen geblieben. Nachts war niemand sicher vor Beraubung und noch Schlimmerem

Ein Mädchen erzählte mir, wie sie sich tagsüber mit Lehm beschmiert habe, um nicht von Kurden verschleppt zu werden, und nachts in einen Sack verkrochen hätte, damit kein Gendarm sie finden konnte. Oft ritt ein Gendarm neben irgend einer Unglücklichen her, drohte und schlug mit der Peitsche, und wenn sie kein Geld herausgab, erschloß er sie vom Pferde herunter.

Jeden Tag kamen neue Züge von Heimatlosen in Urfa an. Die zuerst Angekommenen mußten den Neueingetriebenen Platz machen, denn das Verschickungsziel war nicht Urfa, wie man ihnen gesagt hatte, sondern ein qualvoller Hungertod in den öden Steppen von Mesopotamien.

In den Einöden südlich von Urfa hatten die Frauen und Kinder Furchtbares zu erdulden. Ganze Karawanen gingen aus Wassermangel zugrunde. Andere Trupps wurden von Arabern überfallen. Sie raubten ihnen das Letzte, und mit Vorliebe schossen sie blindlings in die Haufen hinein. Wer der fanatischen Mordgier entronnen war, ließ sich willig in die Araberdörfer verschleppen.

Die Armenier in Urfa waren bis dahin unbehelligt geblieben. Der damalige Wali in Aleppo, Djelal Bey, ließ in seinem Bezirk keine Ausschreitungen gegen Christen zu. Um so eifriger suchten die Türken in Urfa nach einem Verschickungsgrund. Zunächst wurden im Mai neunzehn angesehene Armenier ins Gefängnis geführt. Gleich darauf schleppte man Säcke voll armenischer Bücher, Schriften und Briefschaften ins Serai (Regierungsgebäude). Ein Armenier, den die Türken für einen Syrer hielten, weil er Pfarrer in der syrischen Gemeinde war, mußte von früh bis spät nach verfänglichen Schriftstücken fahnden. Was man in der Zeit der jungtürkischen Revolution als unverdächtig geduldet hatte, geschichtliche Bücher und freiheitliche Lieder in armenischer Sprache, wurde auf einmal zum Schuldbeweis gestempelt.

Anfang Juni wurden die verhafteten neunzehn armenischen Notabeln samt ihren Familien ohne Verhör und Urteilspruch nach Rakka am Euphrat verschickt. Mein Bruder hatte sich wiederholt auf der Regierung um die Freilassung der Leute bemüht, bekam aber zur Antwort: „Eine weitere Einmischung in innertürkische Angelegenheiten würde übel vermerkt werden. Gegen dringende Regierungsmaßnahmen sei überhaupt nichts einzuwenden, und was weiter mit den Armeniern geschehe, ginge niemand etwas an.“

Um jene Zeit zog die Regierung sämtliche Waffen, die im Besitz der Christen waren, ein. Bei der Ablieferung kam es unter den Armeniern zu Meinungsverschiedenheiten und Streit. Viele warnten: „Seht ihr nicht, was uns bevorsteht? Wollt ihr euch wieder wie Schafe abschlachten lassen?“ Schließlich einigte man sich dahin, daß die Mehrzahl der Waffen abgegeben werden sollte, um die angedrohten Repressalien zu verhindern. Aber auch die Waffenablieferung sollte die kritische Lage nicht verbessern. Im Gegenteil, der Schrecken nahm immer mehr zu. Tagtäglich wurden auf der Straße, im Markt und in den Häusern Armenier verhaftet und eingesperrt. Niemand war mehr sicher. Der geringste Vorfall, die kleinste Verstimmung zwischen Türken und Armeniern führte zu Anzeige und Gefängnis. Ein armenischer Uhrmacher hatte zu einem türkischen Gendarm, der seine Uhr repariert haben wollte, gesagt: „Das Werk ist abgelaufen, die Reparatur wird mehr kosten, als die Uhr wert ist.“ Am andern Morgen wurde der Uhrmacher von einem Polizisten im Laden verhaftet und hat seine Familie nie wieder gesehen. Im Gefängnis fing man an, einzelne Gefangene zu Tode zu martern. Man riß den Unglücklichen die Fingernägel heraus, schnitt ihnen Nase und Ohren ab und tötete sie zuletzt durch Messerstiche. Ein Knabe, der jeden Morgen

Essen ins Gefängnis brachte, sah seinen Vater eines Tages verstümmelt und tot in der Zelle liegen. Er war der beste Waffenschmied von Urfa.

3. Schreckenstage.

Große Bestürzung und tiefe Trauer herrschte in der armenischen Gemeinde, als man eines Abends ihren geliebten Wartabed, das Oberhaupt der gregorianischen Gemeinde, verhaftet und ins Gefängnis abführte, denn alle ahnten, daß er dem Tode verfallen war. Wie eine führerlose Herde harrte die Gemeinde verängstigt ihres Schicksals.

Währenddessen trieb man außerhalb der Stadt immer neue Züge verelendeter Menschen in die Karawansereien hinein und wieder hinaus. Überall unübersehbares, grenzenloses Elend. Mit unaufhaltbarer und unmenschlicher Grausamkeit wurde das Programm der Regierung durchgeführt. Ich war einmal zugegen, wie mein Bruder dem Polizeikommissar heftige Vorwürfe wegen der viehischen Behandlung der Deportierten machte. Der Mann war sichtlich erregt über die harten Worte, zuckte aber nur die Achseln und sagte: „Was weiß ich, was mit dem armenischen Volk werden soll?“

Im Juli tauchten freigelassene und in Uniformen gesteckte Verbrecher, sogenannte „Freiwillige“ aus Konstantinopel auf und rissen den Christen Uhren und Geld aus den Taschen, oft vor den Augen der Polizisten, am hellen Tage und auf offener Straße. Aber diese Banditen plünderten gelegentlich auch Muhammedaner aus und wurden deshalb bald nach Osten abgeschoben.

Die andauernden kriegsgerichtlichen Untersuchungen hatten anscheinend nicht genügend „Verdächtiges“ gegen die Armenier zutage gefördert; denn die Türken brachten nun die Rede auf armenische Deserteure, die sich im

armenischen Viertel versteckt haben sollten. Man verschwieg aber wohlweislich, obgleich es ein öffentliches Geheimnis war, daß viele türkische Fahnenflüchtige im Türkenviertel Unterschlupf gefunden hatten. Die Armenier erklärten sich außerstande, die bewaffneten Christlichen Deserteure auszuliefern, und die Türken taten nichts, um sie festzunehmen.

Anfang August kamen zwei unheimliche Gäste nach Urfa, zwei Beys in Offiziersuniform. Einer von ihnen wurde als Vetter des Kriegsministers Enver Pascha bezeichnet. Man erfuhr, daß sie Abgesandte des jungtürkischen Komitees „Einheit und Fortschritt“ waren. Türken und Christen erzählten, daß es zwischen dem Mutessarif und den beiden Beys zu heftigem Wortwechsel gekommen sei. Der Mutessarif wollte nicht dulden, daß die Zugereisten sich in alle Stadtangelegenheiten einmischten, die Offiziere hingegen hatten erklärt, nur nach direkten Befehlen aus Konstantinopel zu handeln.

Welcher Art diese direkten Befehle waren, sollte man bald merken, denn gleich nach Ankunft der beiden Männer brachte man eines Tages im Morgengrauen 50 Armenier aus dem Gefängnis auf den weiten Hof des Regierungsgebäudes und fesselte sie mit Stricken aneinander. Dann wurde der Trupp auf die Diarbekrstraße geführt. An der Spitze des Todeszuges befand sich der Wartabed und unter den Gefesselten die angesehensten Männer der armenischen Gemeinde. Einige Stunden von Urfa entfernt knallte man sie alle nieder. Dem Wartabed wurde in mörderischer Raserei noch der Kopf abgeschritten, wie ein zurückgekehrter Gendarm erzählte.

Wenige Tage nach diesem schauerlichen Ereignis wurde eine neue Mordtat ruchbar. Diesmal waren zwei armenische Abgeordnete der Vernichtungswut zum Opfer

gefallen. In Begleitung von Gendarmen langten sie in Urfa an, angeblich um weiter nach Diarbekr in die Verbannung zu reisen¹⁾. Etwa 2 Stunden östlich von Urfa wurden die beiden Männer im Wagen erschossen. Der Kutscher warf die Leichen aus dem Wagen und kehrte in die Stadt zurück. — „Das war ein schneller und guter Verdienst“, hörte mein Bruder den Kutscher erzählen, während dieser seinen blutbespritzten Wagen reinigte.

Die beiden Beys waren nur auf Raub und Mord bedacht. Unter Androhung von Gewalt erprekten sie von den Armeniern ihre schönsten Pferde und ließen sich auch des Wartabeds wertvollen Schimmel zuführen.

Dann beorderte der Vetter Enver Paschas den armenischen Kaufmann Nischan zu sich. Von der Unterredung, die stattfand, erzählte mir einige Tage darauf unser Freund Nischan selbst. Er wurde von dem Bey mit drohenden Blicken und etwa folgenden Worten empfangen: „Ihr Armenier seit in meiner Gewalt, ich kann nach Belieben mit euch verfahren. Das Komitee (Einheit und Fortschritt) hat mir anheimgestellt, euch Gnade zu erweisen und euer Schicksal zu erleichtern, wenn ihr euch erkenntlich zeigt. Von der aufzubringenden Summe wird mein weiteres Verhalten gegen euch abhängen.“ Darauf hatte Nischan erwidert: „Wir Armenier in Urfa haben uns nichts gegen die Regierung zuschulden kommen lassen, sehen aber mit tiefem Bedauern, daß uns kein Vertrauen mehr entgegengebracht wird, was zu unheilvollen Ereignissen geführt hat. Ich kann nicht voraussagen, ob es möglich sein wird, eine bedeutende Summe in der armenischen Gemeinde aufzubringen, da jeder schon größere Beträge an die Regierung

¹⁾ Es waren die beiden armenischen Abgeordneten des türkischen Parlaments. Sohrab und Wartkes. Vgl. Lepsius, Deutschland und Armenien. S. 156.

gezahlt hat.“ — Wenige Tage nach dieser Unterredung kam Nischan Effendi in die Teppichfabrik. Er bat, ich möchte ihn solange dort unterbringen, bis die unheimlichen Beys Urfa verlassen hätten. Wir gewährten hungerem Freund gern Unterschlupf, da ihm der geldhungrige „Bettler“ ernstlich nachstellte.

Nischan hatte seinen Leuten abgeraten, Geld für den Offizier aufzubringen, es wäre doch zwecklos, der Bey sei ein Bandit.

Bald darauf hatte dieser eine neue Erpressungsmethode entdeckt. Eines schönen Tages wurde im christlichen Viertel die Nachricht verbreitet, daß alle Armenier gegen Zahlung einer gewissen Summe Muhammedaner werden könnten und dann keinen Drangsalierungen mehr ausgesetzt seien. In ihrer Todesangst waren manche bereit, Moslem zu werden. Andere warnten sie, denn sie vermuteten ganz richtig, daß es dem Bey nur um das Geld zu tun wäre, daß die Ursatürken selbst aber diese Bekehrungen gar nicht wünschten. Die Regierung begann aber die Deportierten zwangsweise zu islamisieren.

Während die Islamisierung im vollen Gange war, presste die Regierung alle Armenier bis zum 40. Jahrgang zur Dienstpflicht bei Straßenbauten, die östlich und südlich der Stadt ausgeführt wurden. Es stellten sich auch viele Leute, die froh waren, aus der unheimlichen Atmosphäre der Stadt herauszukommen. Die meisten von ihnen rüsteten sich selbst aus, um die harte Arbeit im Sonnenbrand leisten zu können. 400 Armenier wurden an die Straße Urfa-Tel-Ebiad geschickt, über 100 nach Osten.

Am 19. August brach schweres Unheil herein. — Nachmittags gegen 3 Uhr wollten Bendarme einen armenischen Deserteur einfangen. Sie kamen vor das Haus, worin sich der Armenier versteckt hatte und begehrt den Einlaß. Eine junge Frau öffnete die Tür und

zeigte den Soldaten das Versteck des Deserteurs; im selben Augenblick krachte ein Schuß und die Frau fiel tot zu Boden. Ein zweiter Schuß traf den Führer der Bendarmen. Schwererwundet trugen ihn seine Leute eilend in das Polizeilokal gegenüber dem Abrahamsteich. Mein Bruder, der gerade des Wegs kam, half den Verwundeten verbinden. Er starb aber bald darauf an dem erlittenen Blutverlust.

Inzwischen hatten die beiden Beys Befehl gegeben, die Armenier zu massakrieren. Es bildeten sich unheimlich wüste Haufen blut- und beutegieriger Mordgesellen, die zuerst über die Armenier im Bazar herfielen, und etwa 200 von ihnen niedermachten. Mein Bruder kam auf dem Wege durch die Stadt in große Bedrängnis. In einer engen Gasse lief er einer Rote Türken entgegen, die mit bluttriefenden Knüppeln und Säbeln bewaffnet waren. Eine Frau rief aus einem Hause: „Schlagt ihn tot, er ist auch ein Biaur!“ Er wurde aber von einigen Türken erkannt, und sie ließen ihn passieren. — Mir war es ähnlich ergangen. Ich hatte an jenem verhängnisvollen Nachmittag einen Ausritt unternommen und geriet beim Zurückreiten vor dem Samsattor in einen Pöbelhaufen. Ein wilder Kurde kam mit geschwungenem Säbel auf mich zu und brüllte: „Biaur!“ Ich fuhr ihn an, was ihm einfiel; da rief einer aus der Menge: „Laß ab von ihm, er ist der Bruder des deutschen Teppichfabrikanten.“ Der Kurde entschuldigte sich lachend und sagte gütlich: „Wir sind ja Kardasch, Brüder.“

Am Samsattor hielt eine Wache den Pöbel zurück. Wie man später erfuhr, hatte der Mutessarif strengen Befehl gegeben, Mezeleien im Armeniertel zu verhindern. Ich ritt in die Stadt und sah gleich hinter dem Samsattor drei Leichen auf der Straße liegen; die Läden der Getöteten waren bereits ausgeplündert. Als ich dann an

der ersten Moschee vorbeiritt, fiel mir ein Beldarm in die Zügel. Das Fabrikgebäude lag aber ganz in der Nähe, und ich bestand darauf, dorthin zu gelangen. Zögernd gab er nach. Im Armenierquartier krachten überall Schüsse, aber es war kein Angstgeschrei zu hören. Ich sah noch, wie ein Offizier mit schußbereiter Mauserpistole in eine enge Seitengasse einbog und zwei Beldarme mit Bewehr im Anschlag ihm folgten.

Unbehelligt gelangte ich in die „Masbane“. — Unter diesem Namen ist die deutsche Teppichfabrik in Urfa bekannt. — Man kann sich vorstellen, in welcher Angst und Verwirrung ich unsere Arbeiter und Arbeiterinnen und viele Flüchtlinge, die sich über die flachen Dächer in die Masbane gerettet hatten, vorfand. Wir verrammelten die beiden Tore und hörten mit Schaudern das Krachen der Gewehrschüsse in nächster Nähe der Fabrik. — Die Schießerei dauerte bis nach Sonnenuntergang. Mit hereinbrechender Nacht wurde es totenstill. Kein Mensch lief durch die Straßen, kein Licht brannte in den Häusern. In banger Erwartung harrten alle des kommenden Tages. Der Morgen graute, aber nirgends war etwas Verdächtiges zu hören. Als die Sonne aufging und es immer noch still blieb, fiel ein Hoffnungsstrahl auf die verängstigten Menschen.

Nach Sonnenaufgang hatten sich einige Frauen auf die Straße gewagt und waren in die Masbane geeilt. Sie erzählten, in den Straßen lägen überall Männer-, Frauen- und Kinderleichen umher. Die Männer hatten sich aus dem Markt geflüchtet, aber nicht schnell genug ihre Häuser erreichen können. Die Frauen und Kinder waren Muhadjirs (Verschickte). Als das Schießen anfing, verrammelten die Armenier ihre Haustüren, sodas die Heimatlosen nirgends Unterschlupf fanden. Sie irrten in den Straßen umher, bis eine Kugel sie traf und der Tod sie von allem Elend befreite. Ich lief am Morgen

einige Straßen ab und sah nahe der Masbane zwei Kinderleichen. Ein armenischer Steuereinnnehmer lag tot vor seiner Haustüre. Er war am Abend von Soldaten herausgerufen und gleich niedergeschossen worden. In einigen Häusern hatten türkische Beldarme armenischen Frauen die Schmucksachen geraubt und Geld erpreßt. Alle atmeten auf, als am späten Vormittag die Regierung ausrufen ließ, die Strafe sei zu Ende, jeder könne an seine Arbeit gehen. Die Beraubten sollten im Serail ihren Schaden anmelden. Eine mutige Armenierin wollte es versuchen. Auf der Regierung herrschte der Polizeikommissar die Frau an, ob sie den Beldarm kenne, der sie beraubt habe. „Mit Namen nicht, aber ich würde ihn wiedererkennen,“ erwiderte die Frau. „Wir haben besseres zu tun, als solche Geschichten auszutragen, die vielleicht erlogen sind; liefert uns erst eure Fahnenflüchtigen aus, dann wollen wir weitersehen.“ Damit war dem Befehl Genüge getan, und die Frau entlassen.

Es kam jedermann verdächtig vor, das die Regierung nichts unternahm, um den Deserteur zu fangen, der die Frau und den türkischen Beldarm erschossen hatte. Kein Armenier wagte darum in den Markt zu gehen. Ein Türke erklärte mir: „Solange die beiden Beys in der Stadt sind, haben die Armenier nichts Gutes zu erwarten, sie sind Abgesandte des Teufels.“ — Unheimliche Stille herrschte im armenischen Viertel und im großen Markt. Nur in der Masbane war lebhaftes Treiben zu beobachten.

Eine unheimliche Nachricht wurde im armenischen Viertel von Haus zu Haus getragen und erregte die Gemüter aufs tiefste. Außerhalb der Stadt hatten Beldarme alle armenischen Arbeitersoldaten niedergemacht. Selbst Türken sprachen mit Abscheu von diesem gemeinen Mord an waffenlosen Männern, die noch dazu willig dem Ruf der Regierung gefolgt waren.

Eines Abends bat ein Armenier flehentlich um Aufnahme in die Masbane. Er war dem Massaker an der Diarbekrstraße entronnen, und ich ließ mir seine Geschichte erzählen. „Wir arbeiteten mit Türken und Kurden zusammen, etwa zwei Stunden von Urfa entfernt. An einem Nachmittage kam ein Offizier mit mehreren Bendarmen. Der Offizier gab Befehl, daß 50 Armenier sich zum Abmarsch auf die andere Seite der Landstraße aufstellen sollten. Es wurde uns gesagt, weiter östlich sei an der Straße eine eilige Arbeit auszuführen, Hacken und Schaufeln würden wir dort vorfinden. Wir stellten uns in Reih und Glied auf, und Bendarme banden uns mit Stricken, einen Mann an den andern, damit wir, wie sie sagten, nicht desertieren könnten. Nachdem die Kolonne über zwei Stunden marschiert war, wurden wir abseits der Straße in einen Talkessel hineingeführt. Nun merkten wir mit Entsetzen, was uns bevorstand. Etwa zweihundert Schritt rechts der Landstraße wurde Halt befohlen. Der Offizier ritt heran und hielt eine kurze, drohende Ansprache. Bei den Worten: „Nieder mit den Verrätern“ sprangen Bendarme ganz dicht an uns heran und schossen mit Revolvern einen Mann nach dem andern nieder, andere stachen mit Dolchen auf uns ein. Von einer Kugel tödlich getroffen sank mein Nebenmann um und riß mich mit zu Boden. Es wurde auch gleich auf mich gefeuert, die Kugel ging aber fehl. Ich stellte mich tot und blieb verschont. Vor Erregung fiel ich in einen tiefen Schlaf. Beim Erwachen war die Sonne im Untergehen; ich hörte noch einige Leute röcheln. Mit den Zähnen die Knoten an meinen Händen lösend, überlegte ich meine Flucht. Da krachten wieder Schüsse. Vorsichtig Umschau haltend, sah ich eine Schar Kurden herankommen, die blindlings in den blutigen Haufen hineinschossen. Ich kroch dicht an meinen toten Kameraden heran.

Das Schießen dauerte wohl eine halbe Stunde lang mancher von meinen Kameraden, der vorher noch geröchelt hatte, war verstummt. Dann rannten die Kurden herbei und zogen uns alle nackt aus. Ich verstand, was sie sich untereinander erzählten. Einer sagte: „Heute kommen noch mehr solcher Biaurs; zankt euch nicht, wir kriegen noch alle genug.“ Nachdem sie unser Geld untereinander verteilt hatten, zogen sie mit unsern Kleidern davon. Es herrschte wieder Totenstille. Die Nacht war hereingebrochen, mich schüttelte Kälte und Erregung. Ich stand auf und wollte nachsehen, ob die Kurden nicht eine alte Hose oder Hemd dagelassen hätten. Da rief mir jemand zu: „Hilf, Bruder, ich lebe noch, löse meinen Knoten auf.“ Wir fanden ein paar zerrissene Sachen, schlichen uns von dem unheimlichen Ort fort und liefen durch Weingärten und über Berge nach Urfa zu. Nach Mitternacht näherten wir uns vorsichtig der Stadt und kamen unbehelligt in unsere Häuser.“

Dem armenischen Arbeiterbataillon im Süden der Stadt hatte man das gleiche Schicksal bereitet. Ein Bendarme erzählte mir später, wie es hierbei zugegangen war. Der das Bataillon kommandierende Leutnant hatte das Unheil verhindern wollen, wurde aber nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Offizier (es war einer von den beiden Beys) von diesem erschossen. Als man die 400 armenischen Soldaten fesseln wollte, kam es zu einer Revolte. Einige Armenier fielen über einen Bendarme her und entrissen ihm das Gewehr samt Patronengürtel. Von allen Seiten beschossen, gelang es einigen Armeniern zu fliehen. Das erbeutete Gewehr blieb in ihren Händen, und sie erschossen auf der Flucht einen ihrer Verfolger. Nur wenigen gelang es, in die Ausläufer der Nimrodberge zu entkommen. Währenddessen hatte man mit der Niedermezelung der übrigen Armenier, die zum Teil gefesselt waren, begonnen.

Herbeigeeilte Kurden und Araber beteiligten sich an diesem Massenmord. Die Toten warf man in einen Brunnen. Ein Schwerverwundeter schleppte sich selbst hin und stürzte sich hinein. Da der Brunnen bis obenan mit Leichen gefüllt war, wälzten Soldaten große Steine darauf, um die Greuel zu verdecken, denn der Brunnen liegt an der Karawanenstraße Urfa—Tel—Ebiad. Mit Schauern bin ich einige Male daran vorbeigeritten, an diesem Denkmal jungtürkischer Waffenschande.

Auch in der Stadt hielt der Tod reiche Ernte. Die Reste der Menschenkarawanen, die aus den weitabliegenden Bezirken Erserum, Erfindjan, Trapezunt angekommen waren, waren halbtot vor Erschöpfung. Ein Massensterben setzte ein. In den Karawanenrais herrschten unheimliche Zustände. Tagelang lagen Frauen- und Kinderleichen in den weiten Höfen und in allen Winkeln umher. Ein widerlicher Geruch verpestete die Luft. Die Regierung mietete ein paar Karren, die tagtäglich von früh bis spät im Gange waren, um die Leichen aus der Stadt zu schaffen. Es war ein entsetzlicher Anblick, diese Karren, überfüllt mit meistens nackten Leichen, vorbeifahren zu sehen. Im armenischen Klostergarten wurden Massengräber ausgehoben.

Die Regierung hatte auch die große gregorianische Kirche mit Vertriebenen angefüllt. Aus dem Heiligtum der Armenier war ein Freudenhaus geworden. Offiziere, Polizisten und Gendarmen gingen ein und aus. Die Bewohner der anliegenden Häuser haben oft des Nachts gellende Schreie aus dem Zimmer des ermordeten Wartabed vernommen. Damit keine Armenier in die Kathedrale eindringen konnten, hielten Gendarmen am großen Portal Wache. Von den Nachbarhäusern aus war zu sehen, wie Stadttürken in der armenischen Kirche die schönsten Frauen und Mädchen aussuchten und sie nachts in ihre Häuser verschleppten. Aber diese gewalt-

tätige Massenschändung waren die Armenier fürchtbar erbittert.

Eines Morgens sollte ich Augenzeuge einer grausamen Austreibung sein. Alle Heimatlosen, welche in armenischen Häusern Zuflucht gefunden, sollten den Todesweg in die Wüste antreten. Gendarmen riefen in den Straßen: „Liefert die Muhadjirs¹⁾ aus. Wer sie zurückhält, wird selbst Muhadjir.“ Die Haustüren wurden geöffnet und überall traten traurige Gestalten auf die Straße; kranke Frauen, alte, todmüde Mütterchen, bleiche Kinder, alle in Lumpen gehüllt. Die Gendarmen trieben diese Unglücklichen mit Stöcken und Peitschen zur Eile an. Ein herzerzitterndes Jammern und Klagen erfüllte die Straße, und eine Frau rief: „Warum sollen wir allein gehen, in der Masbane sind auch Muhadjirs!“ — Ich schloß eilend das Tor zu. Da kam auch schon ein Gendarm und klopfte heftig an die kleine Tür im Haupttor. — „Laßt die Muhadjirs heraus!“ brüllte er drohend auf der Straße. Ich öffnete die kleine Tür und gab Bescheid: „Hier sind nur Kranke, und die bleiben so lange hier, bis sie wieder laufen können.“ Der Gendarm drohte weiter, ich warf die Türe heftig zu und schob den Riegel vor. „Wir holen sie mit Gewalt heraus“, rief er mir noch zu. „Du mußt es wissen“, gab ich zurück. Er ging und kam bald mit einem Polizisten zurück. Ich ließ diesen gar nicht zu Worte kommen, sondern schimpfte erbittert über den Gendarm, welcher mit dem Gewehrkolben an das Fabriktor geschlagen hatte, als wenn er es zertrümmern wollte. Der Polizist gab ihm einen scharfen Verweis, sagte aber zu mir: „Wir sind Diener der Regierung; gib die Leute heraus, oder verschaffe dir einen Aufenthaltsschein für sie; ich komme morgen wieder.“ Für

¹⁾ Auswanderer.

50 Muhadjirs hätte ich wohl keinen Aufenthaltsschein bekommen; es ging auch ohne diesen. Als der Polizist wieder vorkam, sagte ich ihm: „Es ist alles geregelt!“ Glücklicherweise verlangte er den Schein nicht zu sehen, drückte mir sogar noch die Hand und bemerkte: „Unsere Gendarmen sind keine Menschen; mit diesen Wilden sollen wir Ordnung im Lande halten.“

Verzweiflungskampf und Untergang.

Der 29. September war herangekommen. In der vorhergegangenen Nacht hatte ein Armenier aus einem Hause geschossen. Man sprach von einer Spielerei, wobei der Schuß losgegangen. Am Morgen fahndeten Gendarmen nach dem Urheber der nächtlichen Ruhestörung. Jemand zeigte ihnen das Haus, aus dem der Schuß gefallen, und die Gendarmen begehrien dort Einlaß. Als sie heftig an das Tor rüttelten, welches niemand öffnen wollte, wurden sie plötzlich aus dem Innern des Hauses lebhaft beschossen. Bestürzt liefen sie davon und warnten andere Türken: „Es geht los, rettet euch.“ Mit dieser Meldung kam eine von unsern Arbeiterinnen zu mir, und bald darauf hörte ich aus dem Eckhaus gegenüber der Masbane einen Armenier mit lauter Stimme reden: „Muhammedaner! Ihr habt uns zur Verzweiflung getrieben! Die Regierung hatte uns bessere Tage versprochen. Es war Lug und Trug! Sie will das armenische Volk vernichten! Unsere Soldaten sind entehrt, ihre Brüder und Väter ermordet, Frauen und Kinder der Schande und schmachlichem Hungertod preisgegeben. Nun sollen wir Armenier in Urfa an die Reihe kommen. Wir haben den Meuchelmord an unseren Deuten vernommen. Aber wir in unsern Häusern lassen uns nicht wie Schafe abschlachten! Mit der Waffe in der Hand wollen wir unser Leben teuer verkaufen!“

Gleich nach diesen Worten krachte die erste Salve aus dem Eckhaus auf eine Anzahl Türken, die bisher mit Hohngelächter und gemeinen Schimpfworten die leidenschaftliche Rede verfolgt hatten. Niemand war getroffen, die Türken liefen fluchend weiter. Das Signal zum Verzweiflungskampf war gegeben, und gleich darauf rollten heftige Salven überall an den Grenzen des armenischen Viertels entlang.

Die Teppichfabrik liegt auf der Grenzscheide der türkischen und armenischen Häuser. Ich lief auf die andere Seite der Masbane, um nach den Türken zu sehen. Im ersten Augenblick herrschte große Bestürzung und Angst vor einem Überfall. Unser Nachbar rief Vorübergehenden zu: „Jetzt müssen die Firahr (Fahnenflüchtigen) mit antreten! Raus aus ihren Verstecken! Jeder mit seiner Waffe! In unsere Häuser dürfen die Armenier nicht kommen!“

Sie kamen auch nicht. Es lag gar nicht in ihrem Sinn, die Türken zu überfallen. Die Armenier beschränkten sich vielmehr nur auf die Verteidigung von 12 Straßeneingängen in ihrem Quartier, während die Türken ihrerseits alle Straßen besetzten, die in das muhammedanische Viertel führten. Es begann nun eine lebhafteste Schießerei hin und her, die nachts immer zu ununterbrochenem Geknatter und Salvenfeuer ausartete. Keiner traute dem andern. Das Aufblitzen und Krachen der Schüsse in den Häusern und Straßen war unheimlich, an Schlaf nicht zu denken.

Am 29. September versuchten noch mehrere Männer und Frauen in die Fabrik zu flüchten, aber es war kein Platz mehr da, sie unterzubringen. Auch mußte ich auf der Hut sein, daß nicht bewaffnete Männer sich hereinschlichen. Unsern Arbeitern hatte ich schon vorher ihre Waffen abgenommen, um Unheil zu verhüten. Eine genaue Zählung unter den Armeniern in der Masbane

ergab 472 Personen; davon waren die große Mehrzahl Frauen und Mädchen. Am späten Nachmittag desselben Tages entstand unter den Leuten in der Fabrik eine kurze Panik. Die Männer verkrochen sich blühschnell in alle Schlupfwinkel, die Frauen und Kinder schrien um Hilfe. Ich kam gerade hinzu, wie sich einige Türken über die Mauer des Nachbarhauses schwingen wollten, um in die Masbane einzudringen. Schußbereit hinter einem Fenster stehend, rief ich den Baschibozuks (irreguläre Soldaten) zu: „Hier wohnen Deutsche!“ Da krachten im Augenblick mehrere Schüsse, und die Banditen verschwandten blühschnell wieder hinter der Mauer. Armenier hatten sie aus den der Fabrik gegenüberliegenden Häusern unter Feuer genommen. Diese Irregulären hatten im Nachbarhaus einen Krüppel, den Schwager des Apothekers Kerekin, der sich nicht über die Mauer hatte retten können, erschlagen. Nun zündeten sie im Hofe ein großes Feuer an und dicke Rauchwolken stiegen auf.

Tags darauf wurden Bendarmen in das Fabrikgebäude gelegt. Sie bauten sich im Masbane-Neubau Schießscharten und feuerten ab und zu auf das gegenüberliegende Eckhaus, wo sich eine Schar Armenier gut verbarrikadiert hatte. Später tauchten in der Masbane auch Baschibozuks auf und schnüffelten überall umher. Ich hörte einen zu seinem Kameraden sagen: „Von den Mädchen holen wir uns dann die schönsten.“ Er kletterte die Leiter hinauf, auf der man in das Innere des Neubaus gelangen konnte. Seine Leute riefen ihm noch zu: „Aufgepaßt, nicht den Kopf sehen lassen,“ - aber schon war er in die Stirn getroffen und nach wenigen Minuten eine Leiche.

Was in jenen Tagen außerhalb der Masbane vor sich ging, erfuhr ich durch meinen Bruder und durch Soldaten, die in der Fabrik ein- und ausgingen. Ich selbst wagte das Fabrikgebäude nicht zu verlassen, die

Baschibozuks waren zu gefährliche Beschützer. Der Mutesarif hatte nach Aleppo um militärische Hilfe telegraphiert, und diese traf Anfang Oktober ein. Zuerst ein Bataillon arabische Soldaten mit einigen Beschützen. Am 4. Oktober kam Fahri Pascha an, der Militärkommandant von Aleppo, und am 5. Oktober rückte ein zweites Bataillon, diesmal Anatolier, mit 2 Feldgeschützen ein.

Nun sollte die Belagerung des armenischen Viertels beginnen. Fahri Pascha ließ mir sagen, auf dem Dache der Masbane seien 2 große Fahnen aufzuziehen, eine deutsche und eine türkische, damit die Artilleristen das deutsche Fabrikgebäude aus der Ferne erkennen könnten. Man wollte nämlich das mehrfach erwähnte Eckhaus durch Granatfeuer zerstören.

Die zwei großen Fahnen waren bald fertig genäht, aber mit dem Hissen derselben mußte bis zur Nacht gewartet werden, weil tagsüber türkische Soldaten beständig von dem hohen achteckigen Turm, dem Wahrzeichen der Stadt, herunterfeuerten. Einige beherzte Armenierinnen halfen mir die 7 Meter langen Wasserleitungsrohre, woran die Fahnen befestigt waren, auf das Dach schleppen. Männer wagten sich wegen der Baschibozuks nicht aus ihren Verstecken.

Inzwischen hatte Fahri Pascha mit meinem Bruder wegen der Armenier in der Masbane verhandelt. Der Pascha wollte unter keinen Umständen dulden, daß andere Männer als unsere Arbeiter sich dort aufhielten. Mein Bruder überbrachte mir diesen Befehl. In Wirklichkeit befanden sich etwa 60 Männer im Fabrikgebäude, 10 davon waren unsere Arbeiter und Angestellte, die übrigen deren nächste Verwandten; sie sollten den anscheinend sicheren Zufluchtsort verlassen; ein bitteres Verlangen. Wir kamen dahin überein, daß wenigstens 20 von ihnen in das armenische Viertel zurückkehren

sollten. In einer stockdunklen Nacht kletterten sie über die Mauer des Nachbarhauses und verschwanden.

Am 9. Oktober gegen 11 Uhr vormittags kam mein Bruder mit einem neuen Befehl von Fahri Pascha, der lautete: „Räumung der Masbane bis 12 Uhr mittags.“ Angeblich sollte der Angriff auf die armenischen Häuser von der Fabrik aus stattfinden. Wir gingen überall umher und riefen laut den traurigen Befehl aus. Ein Jammern und Klagen erfüllte die weiten Räume, und kopfloses Hin- und Herrennen brachte alle in Verwirrung. Aus einem Fenster retteten sich viele in das armenische Viertel. Die Vertriebenen rafften das Notwendigste zusammen und mußten sich Punkt 12 Uhr auf der Straße aufstellen. Zuerst Frauen und Kinder, es war ein langer Zug verstörter bleicher Menschen. Man führte sie in das frühere deutsche Waisenhaus, ein alter kasernenartiger Chan. Darauf stellten Polizisten und Gendarmen die Männer zusammen. Als Nischan Efendi aus der Masbane mit ruhigen Schritten, aber verzweifelttem Blick heraustrat, rief ein Gendarm höhniisch: „Da seht, Nischan ist auch noch da!“ Wir begleiteten den Zug unserer Arbeiter durch die Stadt bis vor die Gefängnistüre und ahnten nicht, daß wir sie nicht wiedersehen würden. Fahri Pascha konnte doch Unschuldigen nichts tun, so mutmaßten wir. — Damals entstand die böswillige Verleumdung, mein Bruder habe die Armenier an die Türken ausgeliefert. Diese Räumung der Masbane war jedoch eine von den üblen „militärischen Maßnahmen“ der türkischen Gewaltherrscher. — Ein Angriff von der Fabrik aus auf die Armenier ist nicht unternommen worden. Dagegen raubten die Baschibozuks nach unserm Weggang aus den Räumen der Masbane, soviel sie fortschleppen konnten.

Unser Ansehen und Einfluß bei den Türken schwand zusehends dahin. Wir wurden als lästige Aufpasser

betrachtet, als unbequeme Zuschauer der türkischen Schandtaten. Bei einem unserer Angestellten war im Gefängnis ein schmerzhaftes Geschwür entstanden. Herr Künzler¹⁾, von unserem deutschen Krankenhaus, wollte den Mann behandeln, mußte sich aber von Fahri Pascha sagen lassen: „Wenn Sie noch einmal ins Gefängnis gehen, werde ich Sie wie einen Armenier behandeln!“ — Das vornehme und liebenswürdige Verhalten der Türken den Deutschen gegenüber existiert nur in den Gehirnen der deutschen Türkenfreunde in Deutschland. Die jungtürkische „Bornehmheit“ ging sogar so weit, die Schuld an den unerhörten armenischen Breueln der deutschen Regierung in die Schuhe zu schieben. Diese infame Beschuldigung wurde besonders eifrig von gebildeten Türken überall im Lande verbreitet.

Über das weitere Schicksal unserer Arbeiter und Arbeiterinnen hatte Fahri Pascha meinem Bruder beruhigende Zusicherungen gemacht. Es sollte ihnen nichts geschehen. Die Arbeiterinnen verblieben auch längere Zeit in dem großen Chan, unsere Arbeiter hingegen ließ Fahri Pascha alle auf dem Tilfitör (Hügel oberhalb des armenischen Viertels) durch Soldaten ermorden. — Dr. Aziz Bey, der Chefarzt des türkischen Krankenhauses, hat die Leichen unserer Leute gesehen und uns berichtet, daß sie mit dem Bajonett getötet worden seien. Man wollte anscheinend Patronen sparen. Fahri Pascha hielt es nicht für nötig, meinem Bruder irgendeine Erklärung für diese grausame Tat zukommen zu lassen. Ein Wortbruch, wie er schändlicher nicht gedacht werden kann.

Am 14. Oktober ritt ich mit meinem Bruder durch die Gärten im Süden der Stadt nach der Zitadelle hin,

¹⁾ Jacob Künzler veröffentlichte seine Erlebnisse: Im Lande des Blutes und der Tränen. Potsdam, Tempel-Verlag.

von wo aus die Belagerung des armenischen Viertels geleitet wurde. Die verfallene Burg liegt südwestlich der Stadt auf einem steilen Felsrücken. Aus den Ruinen ragen zwei schlanke Säulen empor, die Zeugen längst verschwundener Pracht, aber auch blutiger Kämpfe seit Jahrhunderten.

Außerhalb des Burggrabens, im Schutz eines alten Gemäuers trafen wir Fahri Pascha, einige Offiziere und Artilleristen mit zwei Feldgeschützen an. Des Paschas Adjutant, ein deutscher Offizier in türkischen Diensten, spähte durch eine Mauerlücke mit dem Fernglas nach dem Kampfplatz hinüber. Der Pascha selbst sah vor einer Kanone, suchte lange nach einem Ziel und wählte den mächtigen Steinkoloss der gregorianischen Kirche. Die gegenseitige Begrüßung war recht kühl. Der deutsche Offizier, Graf W., reichte uns zuvorkommend sein Fernglas, und wir sahen deutlich, wie türkische Soldaten mit einer Fahne unweit der großen Kirche auf einem Dache standen. Graf W. erzählte uns, daß es mit der armenischen Verteidigung langsam zu Ende gehe. Gleich darauf schlug eine Granate in die Kirche ein und riß ein Loch in die Mauer. — Wie wir später erfuhren, hatte diese Granate den Anführer der Armenier schwer verwundet. Kampfunfähig geworden, soll er seine Leute noch eine Weile zum Ausharren angefeuert haben. Als die Soldaten die Kirche besetzten, erschoss er sich.

Nach der Verwundung ihres Anführers hatten die Armenier den Mut verloren, denn gleich nach dem für sie verhängnisvollen Granatschuß wurde auf dem Dach der Kirche eine weiße Fahne sichtbar, und aus dem Innern der Kirche strömte ein langer Zug Frauen und Kinder heraus. Es waren die Heimatlosen, die die Regierung dort untergebracht hatte. Ein Leutnant trat mit folgender Meldung an Fahri Pascha heran: „Die Armenier bitten um Waffenstillstand und wollen ver-

handeln.“ Der Pascha erwiderte erregt: „Ich fordere bedingungslose Übergabe“ und ging selbst in das kleine Zelt, wo es ab und zu am Fernsprecher klingelte. Da gleich darauf Graf W. wegritt, stiegen auch wir in die Sättel und ritten, in trüben Gedanken, heim. — Was erwartete die Armenier bei „bedingungsloser Übergabe“? Warum wollten sie ihr Leben, wie angekündigt, nicht mit der Waffe in der Hand teuer verkaufen? Solche und andere Fragen bestürmten uns.

In der Stadt fielen keine Schüsse mehr. Graf W. hatte von Fahri Pascha den Auftrag erhalten, während des Waffenstillstandes die Truppen näher an die armenischen Quartiere heranzuführen. Auch eine jungtürkische „Vertrauenssache“. Aber es waren ja „Verräter“, gegen die man kämpfte. Auch Graf W. gebrauchte dieses Wort leider sehr oft, obgleich er die genaue Vorgeschichte des Aufstandes von uns erfahren hatte. Seine Beteiligung an dieser innertürkischen Kampfhandlung war bedauerlich und mag wohl die Verleumdung gegen meinen Bruder veranlaßt haben, nämlich: er hätte als deutscher Artilleriehauptmann die armenischen Quartiere zerstört. — Auf des Grafen Anregung hin hatte mein Bruder auch Fahri Pascha über die an den Armeniern in Urfa verübten Schandtaten Bericht erstattet. Dieser hörte aufmerksam zu, sagte aber mit Achselzucken: „Türklik!“ (türkisches Wesen) und erging sich dann in lebhaften Worten über die Treulosigkeit der Armenier und über ihren herausfordernden Übermut. Mit solchen Äußerungen versuchten die Türken ihr Gewissen zu betäuben. Woher nahmen sich diese Paschas und Beys das Recht, eine halbe Million unschuldiger Frauen und Kinder auszurauben und grausam zu vernichten? Die Stellungnahme vieler hochstehender Türken, der sogenannten Gebildeten, zu der Armeniervernichtung wird ein unauslöschlicher Schandfleck in der Weltgeschichte bleiben.

Der Waffenstillstand war nur von kurzer Dauer. Bald donnerten auf den Anhöhen die Geschütze wieder, und lebhaftes Gewehrfeuer knatterte in den Straßen. Die Verteidiger der armenischen Kirche hatten sich bei Annähern der Türken in den inneren Stadtteil zurückgezogen. Man hörte, daß nun diejenigen Armenier, die sich im amerikanischen Missionshaus verbarrikadiert hatten, weiterkämpfen wollten. Tags darauf, am 15. Oktober, wurde auch dieses stark verteidigte Gebäude von den Türken erstürmt, und damit war der Widerstand der Armenier gebrochen; am 16. Oktober fand die Übergabe statt. Was nun folgte, hatten wir am 14. Oktober auf dem Heimwege vorausgeahnt. Die große Mehrzahl der Männer wurde noch am selben Tage nach Einbruch der Dunkelheit in nächster Nähe der Stadt massakriert. Man hörte gegen 9 Uhr einige Salven krachen; in den Weinbergen fielen auch viele vereinzelt Schüsse, aber die meisten wurden von Kurden und Türken mit Beil und Säbel getötet. Ein älterer Mann war diesem Gemetzel entronnen und kam nach Mitternacht bluttriefend zu Herrn Künzler, in dessen Hause ich damals wohnte. Der Armenier war schrecklich zugerichtet. Wir brachten ihn in das deutsche Hospital, wo seine Wunden gleich zugenäht und verbunden wurden. Er lag einige Wochen in einem sauberen Bett, und seine großen Fleischwunden heilten unerwartet schnell zu. Später hat ihn dann die türkische Polizei aus unserm Hospital herausholen und, wie wir dann erfuhren, töten lassen. Kein Same sollte von diesem unglücklichen Volke übrig bleiben, wie mir einmal ein Türke gesagt hatte. Fast noch schrecklicher als das Los der Männer war dasjenige der vielen Frauen und Kinder. Sie wurden truppweise mit Peitschenhieben aus der Stadt getrieben, Kranke, Schwangere, Krüppel, Blinde — alle. Fahri Pascha wollte nur „militärische Rücksichten“ gelten lassen, und

diese verlangten den schmachvollen Tod vieler tausend unschuldiger Menschen. Mütter reicheten beim Auszug im Vorübergehen jammernd ihre kleinsten Kinder mohammedanischen Frauen, andere setzten ihre Säuglinge neben der Straße ab, wo sie dann barmherzige Türkenfrauen aufhoben. Ich sah, wie ein Gendarm eine schwerkranke, hinkende, junge Frau fortwährend mit dem Kolben in den Rücken stieß. Auf meinen erbitterten Zuruf, ob er sich nicht schäme, erwiderte er barsch: „Sterben müssen sie ja doch alle.“ Die große Mehrzahl dieser Unglücklichen ist auf dem Wege elendiglich zugrunde gegangen. Ich habe ein Jahr darauf in Ras-ul-Ain Einzelheiten von dieser schauerlichen Wanderung vernommen. Eine Frau war glücklich dorthin gelangt und hatte sich nur dadurch vor dem sicheren Tode gerettet, daß sie die zweite Frau eines Tischerkessens wurde. — Wahrscheinlich um den Befehlen Genüge zu tun, hatte Fahri Pascha später noch etwa 50 Armenier hinrichten lassen. Auf einem Gang zur Post sah ich eines Tages auf dem Brückenkopf östlich der Stadt sechs solcher Delinquenten nebeneinander an einem hohen Galgen hängen. Diese Art Galgen sollte wohl besonderen Eindruck machen, denn in der Türkei schweben sonst die Verurtheilten kaum 2 Zentimeter hoch über dem Erdboden. An dem Gerüst war eine große Tafel angebracht, worauf in großen, türkischen Lettern zu lesen war: „So bestraft die erhabene ottomanische Regierung die Verräter.“ — Vermuthlich, um auch einen Schein von Gerechtigkeit nach außen zu zeigen, bestrafte man auch eine kleine Anzahl von armenischen Männern und Frauen mit lebenslänglichem Gefängnis. — Das war das Ergebnis wochenlanger kriegsgerichtlicher Untersuchungen.

Im armenischen Viertel hörte man noch längere Zeit hin und wieder einen Schuß fallen. Versteckte Armenier schossen aus ihren Schlupfwinkeln auf türkische

Soldaten, die die Häuser absuchten. Fahri Pascha machte große Anstrengungen, um die letzten kämpfenden Armenier lebend in seine Gewalt zu bekommen. Er versprach Gefangenen Freiheit, wenn sie ihre Volksgenossen aus den Schlupfwinkeln herauslocken würden. Leider fanden sich auch solche Verräter unter den Armeniern, aber in den meisten Fällen mußten sie ihren schändlichen Verrat mit dem Tode büßen. Sie wurden, wenn sie in die Höhlen kamen oder im Brunnen hinabgelassen waren, von ihren Leuten erschossen oder erstochen. Zuletzt verschütteten die Soldaten alle Brunnen und räucherten alle Schlupfwinkel aus. Wochenlang lagen schwere Rauchwolken über dem toten Stadtteil. Die Tragödie war zu Ende.

Nachspiel.

Die letzten Opfer.

Unsere 250 Arbeiterinnen, sowie die Helferinnen des deutschen Waisenhauses und außerdem etwa 20 armenische Familien, die in deutschen Privathäusern untergebracht waren, sollte anscheinend das harte Los der Verschickung nicht treffen. Fahri Pascha hatte ja wiederholt versichert, daß diesen an den Aufstand gänzlich unbeteiligten Leuten nichts geschehen würde. Es kam aber anders.

Zuvor hatte sich der Aufenthalt dieser Armenierinnen im großen Chan, wo sie seit Anfang Oktober lebten, immer unerträglich gestaltet. Der weite Hof war mit Lumpen und Unrat bedeckt, ein entsetzlicher Gestank, gesättigt von widerlichem Leichengeruch, verpestete die Luft. In den an den Hof angrenzenden Räumen starben nämlich jeden Tag einige von den Nachzügeln der großen Menschenkarawanen; die Leichen ließ man tagelang in den Totenkammern oder auf dem Hofe

liegen. Diese Unglücklichen waren verhungert, da die Regierung nur selten Brot an Kranke verteilen ließ, sie sollten im Chan sterben, diese letzten Opfer türkischer Bestialität.

In der Stadt wütete Flecktyphus, und die Türken waren sich allmählich darüber klar geworden, daß die Frevel an dem armenischen Volke sich an ihnen rächen würde. Die Stunde der Reue und Scham war gekommen. Viele Muhammedaner verfluchten ihre Regierung, insbesondere ihren Kriegsminister Enver Pascha. Aber die viehische Grausamkeit der Beamten kannte keine Grenzen. Jeden Tag bedrohten Gendarmen und Polizisten unsere Leute mit Verschickung und versuchten auf alle erdenkliche Weise Geld von ihnen zu erpressen. Unsere bitteren Vorhaltungen waren wirkungslos. Ein türkischer Oberst, der damalige Verschickungskommissar in Urfa, ließ sogar durch Polizisten ein hübsches 15 jähriges Mädchen aus der Mitte unserer Arbeiterinnen entführen. Um allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, hatte er der Mutter des Mädchens und deren Verwandten sicheren Aufenthalt in der Stadt versprochen, wenn sie das Kind nicht zurückverlangen würden. Was wegen „militärischer Notwendigkeiten“ undurchführbar erschien, sollte einem Oberst ohne weiteres gelingen. Die Familie des Mädchens durfte in der Stadt Wohnung nehmen. Der Oberst brachte das Opfer seiner Lüsterheit nach Aleppo. Aber schon nach einigen Monaten war er des Mädchens überdrüssig geworden, und ein Gendarm brachte es zu einer Verwandten nach Urfa zurück.

Die türkische Regierung hatte die Verpflegung unserer Arbeiterinnen, etwa 250 Personen, uns überlassen; wir schafften deshalb das Nötigste herbei und gingen jeden Morgen in den Chan, um die Brotverteilung selbst vorzunehmen. Immer schleppten sich einige von den halb-

verhungerten Gestalten aus den unteren Räumen herzu und bekamen auch ihr Teil. Manche von ihnen fielen wie wilde Tiere über die Brotsäcke her. Wenn wir uns ihrer kaum zu erwehren vermochten, schlug ein Gendarm erbarmungslos auf sie ein, bis die Jammergestalten sich wieder in ihre Leichenwinkel zurückschleppten. Es war entsetzlich mit anzusehen, wie tief Menschen sanken; die einen in den Abgrund der Verderbtheit, die andern in das grauenhafte Elend. Und die Urheber dieser bestialischen Wildheit nannte man die „Vornehmen des Landes“. Als sie nach dem Zusammenbruch ihrer Schreckensherrschaft zur Verantwortung gezogen werden sollten, brachten sie sich in Sicherheit.

Nach all den vielen Drangsalen und seelischen Qualen, die unsere Leute im Chan zu erdulden hatten, sollte auch über sie das Verhängnis hereinbrechen. Fahri Pascha, der mittlerweile nach Aleppo zurückgekehrt war, gab Befehl, diese letzten Opfer in die Wüste zu verschicken. Es war ihm gelungen, sich unter einem Vorwand auch derjenigen Armenier zu bemächtigen, die in deutschen Privathäusern lebten. Bei den kriegsgerichtlichen Untersuchungen hatten einige Armenier die Schuld an ihrem bewaffneten Widerstand auf einen Priester abgewälzt. Dieser Mann, mit Namen Derderian, war bald nach der Ermordung des Wartabed zu uns gekommen und hatte mit seiner Frau in einem deutschen Hause außerhalb der Stadt Aufnahme gefunden. Als er auch hier nicht sicher war, versteckte er sich mit seiner Frau in einer abgelegenen Höhle. Wir glauben nicht, daß unser langjähriger Freund Derderian irgendwie an dem Aufstand mitschuldig war. Die dem Tode Verfallenen brachten mit ihrer Beschuldigung auch den scheinbar Gerechtem ins Verderben. Derderian war einer der vornehmsten und klügsten Armenier in Urfa; sein tragischer Tod hat alle, die ihm nahe standen, schmerzlich berührt. Von

Gefahren umdroht und keinen Ausweg aus seinem Elend findend, hat er zuerst seiner Frau und dann sich selbst den Giftbecher gereicht. Ein junger Armenier, der entkam, war Augenzeuge dieser Tragödie. Er erzählte mir, wie die Frau des Priesters bitterlich geweint hätte, als sie den Becher nahm; er selbst sei ruhig und mit einem Gebet auf den Lippen gestorben.

Alle Nachforschungen, die Fahri Pascha nach dem Priester in unseren Häusern und in der Umgegend der Stadt anstellte, mußten natürlich erfolglos bleiben. In seiner Wut ließ der Pascha eines Morgens die deutschen Häuser von Gendarmen umstellen und alle Armenier daraus abführen, angeblich um sie einem Verhör zu unterziehen. Diese Leute konnten keine Ahnung von dem Aufenthalt des Priesters haben; nichtsdestoweniger behielt sie Fahri Pascha in Gewahrsam.

Der Vorwand für die Verschickung unseres gesamten Arbeiterinnen- und Dienstpersonals war, wie mir ein türkischer Offizier auf Befragen sagte, die Flecktyphus-Gefahr. Durch das unmenschliche Elend des armenischen Volkes hatte sich diese Seuche überall in der Stadt stark verbreitet und richtete auch unter den Muhammedanern unheimliche Verheerungen an. Auch wir blieben nicht verschont, aber dank der guten Pflege im deutschen Hospital kamen wir durch. Sogar den eifrigen Bemühungen des deutschen Konsuls in Aleppo sollte es nicht gelingen, unsere Leute, selbst unsere persönlichen Diensthoten, zu retten. Eines Nachmittags mußten sich alle auf den Todesweg vorbereiten. Vor der Infanteriekaserne versammelten sich unglückliche Menschenhaufen, darunter Schwerkranke, Lahme, Blinde und Schwangere. Niemand wurde ausgenommen. Tuma Chanum, eine der Hausmütter des deutschen Waisenhauses, sah ihrer Niederkunft entgegen. Ich trat an den Verschickungs-offizier heran und bat ihn dringend, diese Frau in Urfa

zurückzulassen. Er erwiderte kurz und barsch „Olmaş! (unmöglich), es ist strengster Befehl von Fahri Paşcha da, niemand von der Verschickung auszunehmen.“ Die unglückliche Frau mußte ihr Kind in der Wüste zur Welt bringen. Mutter und Kind starben wenige Tage nach der Geburt im tiefsten Elend.

Der Abschied von unseren vielen Leuten und ihren Kindern war unsagbar traurig. Noch heute ergreift mich wildes Weh, wenn ich daran denke. Ich sehe dann im Geiste die Schwerkranken, wie sie gestützt von ihren Angehörigen aus der Stadt hinauswankten; höre noch die flehentliche Bitte eines achtzehnjährigen Mädchens um Gift, das ich ihr geben sollte, damit sie nicht der Schande preisgegeben; sehe wie Tuma Chanum sich mit verzweifeltsten Blicken nach uns umschaute, wie Kinder verstört sich an ihre Mütter klammerten und bewundere jene mutigen Frauen, die die jammernden trösteten. Sechs berittene Gendarmen trieben die Ausgestoßenen zur Elte an, es war schon spät am Nachmittag und der Weg weit. In der Nacht regnete es furchtbar; ich konnte vor Erregung keinen Schlaf finden, ein Schauer erfaßte mich wegen des unbarmherzigen Schicksals dieser letzten Opfer unmenschlicher Willkür. Die Ausweisung erfolgte so plötzlich, daß wir keine Zeit mehr fanden, die Leute besser auszurüsten. Viele trugen noch dünne Sommerkleider. Die übrige armselige Habe schlepten sie in einem Bündel unter dem Arm mit sich. Wir hatten vor, einigen der ausziehenden Frauen Geld zu geben, und während wir dies taten, hörte ich einen Gendarm zu einem andern sagen: „Sie sollen ihnen recht viel geben, es ist doch alles unser.“ — So verschafften sich jene Schurken ihren Anteil an der armenischen Beute. Die „Bornehmen“ raubten die großen Vermögen und Güter, die „Niedrigen“ entrißen wie Hyänen den Armsten ihre letzte Habe, sogar den Zehr-

pfennig. Interessant war, was mir drei Jahre später ein türkischer Offizier in einem Konstantinopeler Hotel mit Erbitterung sagte: „es ist schändlich, wie Enver Paşcha durch seinen Raub an armenischem Gut sich und alle Türken bloßgestellt hat. Unser Volk muß jetzt dafür büßen.“ — Von unsern Leuten sind einige bis Der-es Sor gekommen, einige haben bei Arabern Zuflucht gefunden, die meisten aber sind verschollen. Das war der letzte vernichtende Schlag gegen die deutsche Industrie- und Missionsarbeit in Urfa.

Eines der letzten Opfer der schauerlichen Tragödie war der amerikanische Missionar Leslie. Er hatte sich an dem verhängnisvollen 19. August einen Wagen bestellt, um nach Antab in die Erholung und zu seiner Familie zu fahren. Als das Massakre begann, kehrte er in treuer Pflichterfüllung zu seinen armenischen Waisen zurück. Darunter waren viele Kinder von deportierten Familien. Die Regierung versuchte oft, ihm neu angenommene Waisen wegzunehmen, aber der amerikanische Missionar hatte sich nicht einschüchtern lassen. Er kam oft zu mir in die Masbane, und wir unterhielten uns über die lächerlichen Vorwände des Polizeikommissars und über seine Drohungen.

Als dann der armenische Widerstand einsetzte, drang eine Schar Bewaffneter in das amerikanische Missionshaus ein, das in der nordwestlichen Ecke des armenischen Viertels gelegen und sehr gut gebaut, sich vorzüglich zur Verteidigung eignete. Die Armenier wollten wahrscheinlich Missionar Leslie und neun bei ihm untergebrachte englische Internierte an ihr Schicksal knüpfen. Eines Tages übergab uns Fahri Paşcha einen Brief mit der Bitte, ihn Missionar Leslie zukommen zu lassen. Wir riefen von der Masbane aus die Armenier im gegenüberliegenden Eckhaus an, trugen ihnen die Bitte des Paşcha vor und warfen den Brief über eine Mauer in

den Hof hinunter. Der amerikanische Missionar wurde darin aufgefordert, sein Haus zu verlassen und zu türkischen Soldaten überzulaufen. Die Armenier gaben ihn aber nicht frei. Eines Abends gelang es Leslie aber doch, sich unbemerkt aus dem Missionshaus zu entfernen. Man brachte ihn zunächst in das Polizeilokal im Serail. Am nächsten Tage gestattete ihm der Pascha, zu uns zu gehen. Mit Besorgnis sahen wir, daß es mit unserm Freunde gesundheitlich und seelisch sehr schlimm stand. Wir hofften, durch Ruhe und gute Pflege würde er bald genesen, aber Fahri Pascha gewährte ihm keine Ruhe. Jeden Morgen begleitete ihn ein Gendarm in das Regierungsgebäude, wo er stundenlangem Verhör ausgesetzt wurde. Dabei hatte ihm ein Gendarmereioffizier öfters gedroht, er würde mit ihm verfahren wie mit den Armeniern. Mr. Leslie kehrte immer sehr besorgt zu uns zurück. Man beschuldigte ihn der Beteiligung an dem Aufstand und obendrein der Spionage. Vielleicht hatten auch ihn armenische Verräter böswillig verleumdet, die Richtigkeit dieser Beschuldigungen konnte, wie wir hörten, nicht festgestellt werden. Es waren somit Vermutungen. Seine Vernehmungen auf der Polizei brachten das ohnehin kranke Gemüt des Mannes in traurige Verwirrung. Er äußerte manchmal, daß man ihn auch hinhängen würde. Eines Tages hatte er auf der Rückkehr aus dem Serail neu errichtete Galgen gesehen. In dem Wahn, seine letzte Stunde sei gekommen, brach er seelisch völlig zusammen. Wir sahen unsern Freund eines Mittags vor dem Gartentor des Herrn Rünzler ohnmächtig umsinken. Bald darauf starb er im deutschen Hospital, während Versuche angestellt wurden, ihn zu retten. — Fahri Pascha gab keine Erlaubnis, den Toten in einer Ecke des armenischen Friedhofes zu begraben. In einem wüsten Acker außerhalb der Stadt mußten wir unseren Freund zur letzten Ruhe bringen.

Das unheimliche Versteck.

Nach der Übergabe der Armenier ging ich eines Tages in die Masbane. Ich traf dort noch Soldaten und hatte eben mit einem von ihnen ein paar Worte gewechselt, als jemand leise meinen Namen rief. In großer Bestürzung sah ich aus unserem Brunnen, der sich in einem kleinen stockdunkeln Gewölbe befindet, eine weiße Gestalt auftauchen. Ich lief gleich zurück, da zu befürchten war, daß die Soldaten die Gestalt bemerken und sofort niederschließen würden. Später fand ich eine Gelegenheit, die Person kennen zu lernen; es war der armenische Schmied Hagob, jener Mann, der seinerzeit dem Gemehel abseits der Diarbekstraße entronnen war. Er hatte sich mit noch zwei Männern in den Fabrikbrunnen geflüchtet. Hier lebten sie bereits über drei Wochen auf einem Bohlergerüst in 18 Meter Tiefe. Auf den Bohlen waren zwei Pumpen nebeneinander montiert, und unter den Pumpen befanden sich noch einige Balken, damit überall Reparaturen ausgeführt werden konnten.

Hagob flehte um Hilfe und Rettung. Ein Entweichen aus der Masbane war aber vorläufig ganz unmöglich, und wegen einer Unterstützung der drei Männer sann ich lange hin und her. So leicht es einestheils war, die notwendigsten Bedürfnisse herbeizuschaffen, schwer war andernteils die damit übernommene Verantwortung bei dem unbestimmten Charakter der Geängstigten. Es war anzunehmen, daß sie mich nach ihrer etwaigen Entdeckung verraten würden. Die türkische Grausamkeit vermag bekanntlich ihren Opfern das letzte Geheimnis zu erpressen. Aber Hagob versicherte hoch und heilig, daß sie sich lieber in den Brunnen stürzen würden, als Türken in die Hände zu fallen. Er kannte ja die türkischen Mordmethoden. Nachdem ich Brot und anderes herbei-

geschafft hatte, verabredeten wir eine nächste Zusammenkunft; ich wollte auch die beiden andern Männer kennen lernen, es war ein Kaufmann und ein ehemaliger Berichtschreiber, leider mir ziemlich unbekannte Leute. Wie schade, daß keiner von unseren braven Arbeitern sich auf diese Weise gerettet hatte.

Ich lief nun fast jeden Tag in die Masbane, um das Los der drei Männer zu erleichtern. Sie stiegen nachts aus dem Brunnen und schliefen in einem angrenzenden Gewölbe auf Wollsäcken. Um dorthin zu gelangen, hatten sie ein Loch in die Mauer geschlagen. Jeden Tag schlüpfen sie beim Morgengrauen durch die Öffnung, füllten sie mit einem Stein wieder aus und verschwanden in dem naßkalten, engen und finstern Brunnenschacht.

Eines Morgens sah ich im Hofe der Masbane eine Abteilung Soldaten in Reih und Glied und mit aufgepflanztem Bajonett stehen. Erstaunt über dieses drohende militärische Schauspiel sollte ich bald erfahren, was im Gange war. Ein Offizier kam auf mich zu und frug höflich: „Wissen Sie, ob sich hier Armenier versteckt halten?“ Während ich dies verneinte, trat ein Mann in muhammedanischer Kleidung hinzu und mit Erstaunen erkannte ich in dieser Verkleidung unseren früheren armenischen Torwächter. Er war damals bei der Herausgabe unserer Leute mit aus der Masbane in das armenische Viertel entflohen. „Was suchst du hier?“ fragte ich ihn erbittert. Mit gedämpfter Stimme gab er zurück: „Der Schmied Hagob muß noch hier sein.“ Der Schurke kannte natürlich jeden Winkel in dem großen Fabrikgebäude, ich hätte ihn am liebsten gleich erwürgt. Er lief dann mit dem Offizier über den Hof zum Brunnen hin; die Soldaten folgten auf einen Wink ihres Führers und nahmen unten im Gewölbe Aufstellung. Die Bajonette bligten unheimlich, mir stieg alles Blut zu Kopfe. Ich

war den Soldaten gefolgt und hörte, wie der Verräter mit lauter Stimme in den Brunnen rief: „Hagob, komm herauf! Die Regierung hat uns verziehen; sieh, ich laufe auch frei herum.“ Mit tiefer Erregung horchte ich, ob Antwort in der Tiefe gegeben würde, aber es blieb still. Der Bursche lockte weiter, nichts regte sich. Dann warf ein Soldat große Steine in den Brunnen, man konnte hören, wie sie auf den Pumpen zerschellten. Nach einer Weile sagte der Offizier: „Hier kann er unmöglich sein!“ und ließ sich dann alle finsternen Schlupfwinkel zeigen, während Soldaten überall mit ihren Bajonetten herumstocherten. Aber niemand war zu finden. Als die Verfolger abrückten, atmete ich auf. Die Steine hatten glücklicherweise niemand verletzt; die Männer waren unter die Pumpen gekrochen. Hagob hat um Tabak und Zündhölzer; „ohne Tabak“, sagte er stehend, „können wir die Strapazen nicht länger ertragen“. Ich schärfte ihm noch ein, sehr vorsichtig zu sein, und gab ihm das Gewünschte. Er strahlte vor Freude und tauchte wieder in den Brunnen hinab.

Meine Hoffnung, die versteckten Männer würden unbehelligt bleiben, war eitel, denn schon tags darauf wurde wieder nach ihnen geforscht. Diesmal sollte ganz gründlich verfahren werden. Ein älterer Syrer mußte mit einer Laterne in den Brunnen hinabsteigen; ich glaubte die Männer schon verloren und horchte gespannt, ob sie sich in das Wasser hineinstürzen würden. Unheimliche Stille herrschte in dem dunkeln Gewölbe, auch im Brunnen war kein Laut zu vernehmen. Nach einer ziemlich Weile tauchte der Syrer wieder auf und sagte gelassen: „Im Brunnen ist niemand, das Wasser riecht sehr schlecht, vielleicht hat sich der Mann ertränkt.“ Der Offizier brannte ein Strohbüchel an und warf das hellauflodernde Stroh in den finsternen Schacht: „Ich sehe auch nichts“, wandte er sich an mich, und damit war

die zweite Nachforschung beendet. Erleichtert begleitete ich den Offizier bis an das Tor und hörte ihn zu den draußen versammelten Türken sagen: „Laßt uns künftig in Ruhe, in diesem Hause befindet sich keine verdächtige Person!“ — Der Syrer war, wie Hagob erzählte, nur bis zur Mitte des Brunnens hinabgestiegen; vielleicht aus Angst, es könnte ihm ergehen, wie jenen armenischen Verrätern.

Der Aufenthalt der drei Männer in der Masbane brachte mir noch mancherlei Aufregung und viel Sorgen. Es soll nur noch ein besonders kritischer Vorfall Erwähnung finden. Die drei Leute und ich saßen eines Nachmittags in dem dunkeln Gewölbe neben dem Brunnen, und wir beratschlagten, wie die Männer aus der Masbane entweichen könnten. Unseren Wächter Hadji, den mein Bruder nach Abzug der Soldaten in der Masbane untergebracht, um allen üblen Nachreden zu begegnen, hatte ich in den Markt geschickt. Während der Unterhaltung achtete niemand von uns auf das Luftloch hoch oben in der Mauer des Gewölbes. — Auf einmal rief eine kreischende Frauenstimme durch die Öffnung so laut als sie vermochte: „Biaur!“ Schauerlich hallte der Fluch in dem finsternen Gewölbe. Wir waren entdeckt, denn die Frau unseres türkischen Nachbarn hatte uns belauscht, aber die Gestalten selbst konnte sie in der Dunkelheit nicht gesehen haben. Die Männer verschwanden schleunigst im Brunnen und ich lief in großer Beforgnis nach Hause. Erst am übernächsten Tag wagte ich mich wieder in die Masbane. Am Fabrikator hielt damals noch ein Gendarm Wache. Einer von ihnen hielt mich an und sagte: „Bestern war eine Frau hier. Sie behauptete, in der Fabrik Armenier gesehen und gehört zu haben.“ „Suchen Sie doch,“ erwiderte ich darauf, „dafür seid ihr doch da!“ Er kam mit in das Gebäude und ließ sich alle Gewölbe zeigen, konnte aber

nichts Verdächtiges finden. Schließlich meinte er ärgerlich: „Wenn das Weib wieder kommen sollte, werde ich es mit einem Knüttel davonjagen.“

Mit der Zeit waren die drei Männer dreister geworden und liefen auch tagsüber umher. Der Wächter Hadji hatte mir verschiedentlich erzählt, daß besonders nachts allerhand Geräusche vernehmbar würden. Wir nahmen an, daß es nur Diebe sein könnten. Ich hielt Hadji zu größerer Wachsamkeit an, und den Armentiern machte ich Vorwürfe wegen ihrer Dreistigkeit. Eines Tages verschaffte sich unser Wächter einen großen Hund. So unangenehm dies für die Männer war, es ließ sich, um keinen Verdacht zu erwecken, nichts dagegen machen, bis ein schlauer Einfall des mutigen Schmiedes sie von dieser Hundeplage befreite. Ich hatte mir im Sommer eine Anzahl Hühner angeschafft und bemerkte nun, wie es von Tag zu Tag weniger wurden. Mein Bruder stellte Hadji deswegen zur Rede und drohte ihm mit sofortiger Entlassung, wenn noch ein Huhn verschwinden würde. Der Wächter bestritt jedoch lebhaft diesen Raub; nach einer Weile sagte er: „Der verfluchte Köter wird sie gefressen haben“, und jagte in seiner Erregung den Hund zum Tor hinaus. Aber das Tier war ganz unschuldig, denn Hagob hatte sich nachts an den Hühnerstall herangeschlichen und hier tüchtig aufgeräumt. Seine List war ihm gelungen.

Begen Ende April 1916, nachdem die Männer beinahe 7 Monate in der Masbane verlebt hatten, gelang endlich ihre Flucht. Es war um jene Zeit ruhiger in der Stadt geworden, nur vereinzelt Patrouillen durchstreiften das tote Armeniertiertel. — Da die Männer sich noch nicht zu dem immerhin gefährlichen Unternehmen entschließen wollten, hatte ich ihnen schließlich gedroht, sie im Brunnen einzumauern. Diese Drohung sollte wirken; ein Sonnabend war für die letzte Frist

bestimmt. Am Abend vorher hatte ich ihnen die verbarrikierte kleine Tür im Haupttor geöffnet und daran einen Bindfaden befestigt, dessen Verschwinden die gelungene Flucht anzeigen sollte. Hadji war am nächsten Morgen sehr besorgt, als er die geöffnete Tür bemerkte. Er konnte sich absolut nicht erklären, wie man von der Straße aus die Steine innerhalb des Hofes weggebracht hatte, um die Tür zu öffnen. — Der Bindfaden war verschwunden. Von einem schweren Druck befreit, überließ ich Hadji gern seinen nachdenklichen Betrachtungen.

Am Morgen traf ich die Bereiteten außerhalb der Stadt in dem für sie vorbereiteten Versteck. Aber auch hier durften sie nicht lange bleiben, denn Polizisten hatten auch hierauf ihre Aufmerksamkeit gelenkt. Nach einigen Tagen fand sich ein Araber, der die Männer für 6 türkische Goldstücke sicher nach Rakka am Euphrat bringen wollte. — Wir erfuhren später, daß Hagob, der zweimal dem sicheren Tode entronnen, dort noch der türkischen Vernichtungswut zum Opfer gefallen ist. Er hatte sich zu voreilig auf die Straße gewagt und war von einem Bendarm aus Urfa erkannt und verhaftet worden. Seitdem ist der Arme verschollen. Die anderen beiden Männer sind am Leben geblieben und halten sich wieder in Urfa auf.

Letzte Eindrücke und Erlebnisse.

Wenn man durch das verödete armenische Stadtviertel wanderte und die Verwüstungen in den, bis auf die nackten Wände ausgeplünderten Wohnungen sah, vermochte man sich des traurigen Gedankens nicht zu erwehren, daß die armenische Bevölkerung, etwa 20000 Seelen, der türkischen Habgier zum Opfer gefallen ist. Kein Fenster, keine Türe, nichts von irgendwelchem Hausrat war zu sehen, nicht einmal ein Buch oder

sonstige Papiere aufzufinden; nur Lumpen und Unrat lag zwischen den verfallenen Mauern und in den toten, stillen Räumlichkeiten. Warum man mit seltener Gründlichkeit auch mit allem Gedruckten und Beschriebenen aufgeräumt hat, sollten wir später erfahren. Die Regierung ließ nämlich nach geraumer Zeit durch einen Ausrufer bekannt machen, daß auf alle beigebrachten Forderungen der armenischen Kaufleute 10% in bar ausbezahlt würden. Die Türken hatten aber Vorjorge getroffen, daß alle diese verdächtigen Papiere in Flammen aufgegangen waren.

Nach der großen Plünderung war monatelang in und außerhalb der Stadt ein schwunghafter Handel mit geraubten Gütern im Gange. Die Regierung hatte sich natürlich den wertvollsten Teil der Beute gesichert und veranstaltete täglich große Versteigerungen. Es war erstaunlich, zu welcher billigen Preisen, allerdings nur an Türken, ganze Warenlager verkauft wurden. Mit der Zeit ging aller Wohlstand der armenischen Bevölkerung in muhammedanischen Besitz über, und damit war der Hauptzweck der grauenhaften Menschengrausrotlung erreicht.

In der Ruinenstadt traf man häufig Soldaten an, die eifrig in den verlassenen Häusern herumwühlten. Sie vermuteten überall vergrabene Schätze. Nachdem einmal ein Soldat unter einer Feuerstelle einen Goldschatz entdeckt hatte, wurden die Ausgrabungen mit um so größerem Eifer betrieben und das Zerstörungswerk dabei vollendet. Als im Frühling 1916 muhammedanische Flüchtlinge im armenischen Viertel untergebracht werden sollten, fanden sie nur halbe und ganze Ruinen vor und man hörte sie heftig über die sinnlose Zerstörung schimpfen. „Türklik!“

Auf meinen Wanderungen durch die stillen Gassen begegnete ich einmal einem Armenier. Ich hielt ihn zuerst für einen Türken, verwunderte mich aber über sein

trauriges Aussehen. Mein Begleiter, ein alter Syrer, erzählte mir dann die Rettungsgeschichte dieses Mannes. Er hatte als Schnapsbrenner unter Türken gute Bekannte. Als seinerzeit die Armenier plötzlich ihren Stadtteil in Verteidigungszustand setzten, waren einige Türken in große Bedrängnis geraten und hatten sich in das Haus des Schnapsbrenners geflüchtet. Trotzdem sie auch hier von Armeniern bedroht wurden, gelang es dem Manne, die Muhammedaner zu retten. Für diese edle Tat hatte Fahri Pascha ihm erlaubt, in seinem Hause weiter zu wohnen. Aber er war trotzdem sehr traurig, denn all seine Verwandten waren verschollen. Nun lebte er allein inmitten der Toten- und Trümmerstätte.

Im Sommer 1916 hatte es den Anschein, als wären die Armenierversolgungen zu Ende. Offenbar waren aus Konstantinopel Befehle eingetroffen, die Christen künftig in Ruhe zu lassen. Auf gute Nachrichten hin machten sich einige junge Armenierinnen auf die Reise, der Kurden wegen in muhammedanischer Verschleierung, um in ihre Heimat Mamuret-ul-Uziz zu gelangen. Sie kamen auch glücklich dort an. Zwei andere Trupps Frauen, die auch das gefährliche Unternehmen wagten, wurden wahrscheinlich von Kurden getötet, denn man hörte nie wieder von diesen waghalsigen Frauen.

Mit den aus Konstantinopel gesandten Befehlen sollten jedenfalls nur die Bundesgenossen und die Neutralen getäuscht werden, denn die Christenverfolgungen nahmen bald wieder ihren Fortgang. Das gesteckte Ziel, die völlige Ausrottung der armenischen Christen, war noch nicht erreicht. Im Juni kam wieder ein Transport Deportierter in Urfa an. Unter diesen befanden sich auch einige Männer. Ich sprach einen von diesen Unglücklichen an und erfuhr, daß sie aus Konia kamen und dem Verhungern nahe waren. In der Tat, diese elenden Gestalten in Lumpen glichen mehr Gespenstern

als menschlichen Wesen, manche von ihnen taumelten im Dahinschreiten wie Betrunkene, so erschöpft waren sie.

Auch in Urfa wurde weiter nach versteckten Armeniern gefahndet. Der dänischen Missionarin war es gelungen, allen Hausfuchungen zum Troß sieben Männer und einige Frauen und Kinder zu retten. Diesen Schützlingen war die Regierung im Juli 1916 auf die Spur gekommen, wahrscheinlich durch Verrat, und machte große Anstrengungen, ihrer habhaft zu werden. In einer sternklaren Sommernacht rückte ein großes Aufgebot von Gendarmen vor das Haus der Missionarin. Ich schlief in jener kritischen Nacht gegenüber dem verdächtigen Hause im Freien und sah mit banger Sorge, wie die Gendarmen sich heranschlichen und das Gebäude umstellten. Sie vermuteten, ich sei einer von den gesuchten Armeniern, denn ein Gendarm wurde zu meiner Bewachung abkommandiert. In großer Erregung schaute ich unverwandt nach dem Hause hinüber nach dem Balkon, wo die Besuchten wegen der Hitze schliefen. Endlich hatten sie die drohende Gefahr bemerkt, ich sah Gestalten in das Innere des Hauses huschen. — Die glücklichen Umstände, daß die Gendarmen Zigaretten rauchten und die Türken ohne Vertrauensmann nicht in ein fremdes Haus eindringen, hatten sie gerettet. Während ein Polizeikommissar in aller Frühe meinen Bruder herbeiholte, war den Armeniern genügend Zeit verblieben, sich in ihren unterirdischen Schlupfwinkel zu begeben. — Die Nachforschungen verliefen auch diesmal wieder ergebnislos. Nach Sonnenaufgang rückte das militärische Aufgebot in Stärke von etwa 100 Mann unverrichteter Dinge wieder ab und wir sahen mit Schadenfreude den enttäuschten Männern nach. Das verdächtige Missionshaus war dann noch längere Zeit ein Zielpunkt aufmerksamer und kritischer Beobachtung.

Im Juni 1917 sollte ich Gelegenheit haben, als Beamter der Bagdadbahn-Gesellschaft in Ras-ul-Ain,

einer Tscherkessen-Ansiedlung in der mesopotamischen Tiefebene, nach dem Schicksal der hierher deportierten Menschenkarawanen forschen zu können¹⁾. Von den über 14000 Armeniern, die bis in diese liebliche Dase gelangten, waren nur noch einige zerlumpfte Frauen, eine Schar verwahrloster Kinder und zwei armenische Töpfer übrig geblieben. Die Frauen verrichteten Gartenarbeit, und die beiden Töpfer hatte man am Leben gelassen, weil sie verstanden, die sehr notwendigen Wasserkrüge herzustellen. Sie arbeiteten abseits des Dorfes in einer kleinen Lehmhütte und waren mir gegenüber zuerst sehr schweigsam; vermutlich trauten sie dem Deutschen nicht. Ich erzählte ihnen mancherlei aus Urfa und gewann damit allmählich ihr Vertrauen. Von den tragischen Ereignissen, die sich in der Nähe des Ortes abgespielt haben, soll hier einiges erwähnt werden. Unter den ersten ankommenden Menschenhaufen befanden sich viele armenische Handwerker. Der Kaimakam, die oberste Behörde von Ras-ul-Ain wies ihnen Bau- und Gartenland an, und es entstanden bald ausgedehnte Gemüsegärten und ein großer Karawanserei. Ras-ul-Ain sollte ja das angebliche Verschiebungsziel dieser Vertriebenen sein. Später ließ der Kaimakam durch die Armenier ein großes Krankenhaus bauen. Dieses stattliche Gebäude aus blendend weißem Kalkstein nimmt sich neben den armseligen Lehmhütten der Tscherkessen wie ein Lustschloß aus. Dann wurde in nächster Nähe der Bahnstation noch mit dem Bau eines größeren Magazins begonnen. Aber dieses Bauwerk sollte nicht beendet werden; als man bis zur ersten Fensterreihe gekommen war, ließ der Kaimakam plötzlich die Armenier in Trupps von 400—500 Seelen aus dem großen Lager

¹⁾ Über die Massenschlächtereien in Ras ul Ain siehe: Deutschland und Armenien 1914—18. Tempel-Verlag in Potsdam 1919, Ortsregister unter Ras ul Ain.

wegführen und sie 2 Wegstunden östlich von Ras-ul-Ain abschlachten. Gendarmen und Tscherkessen vollbrachten das blutige Werk. Um sich der Reichtümer der wohlhabenden Armenier zu bemächtigen, wurde der erste Trupp nur aus reichen Familien gebildet. Der Kaimakam hatte ihnen besseres Land und größeren Besitz versprochen und begleitete selbst die nichts Böses ahnenden Opfer seiner Habgier zur Richtstätte. Während er sich alles bare Geld und die Wertsachen der Ermordeten einhändigen ließ, schleppten die Mordbuben die übrige Habe in ihre Häuser. Die Hütten der Tscherkessen waren, wie ich selbst gesehen habe, mit armenischen Gütern angefüllt. Wie überall im türkischen Reiche waren auch hier die Armenier der unersättlichen türkischen Habgier zum Opfer gefallen.

Das letzte Ausrottungsmanöver sollte ich im Mai 1918 in Ras-ul-Ain erleben. Glücklicherweise mißlang es aber. Eines Tages kamen berittene Gendarmen mit einem schriftlichen Befehl an, wonach alle in der Werkstatt der 3. Bauabteilung beschäftigten armenischen Handwerker nach Mossul abtransportiert werden sollten. Der deutsche Werkstattleiter erklärte den Gendarmen, daß türkische Befehle für ihn nicht maßgebend seien und daß die Ablieferung von Arbeitern vom Oberingenieur in Aleppo bestätigt werden müßte. Aber die Gendarmen bestanden auf dem Abtransport der Armenier. Daraufhin drohte der deutsche Werkmeister mit vorgehaltenem Revolver jeden niederzuschießen, der sich an seinen Arbeitern vergreifen würde. — Diese Bedrohung mit der Waffe zeitigte eine gerichtliche Untersuchung, die aber zugunsten des Werkstattleiters endigte, da die Herren Regierungsmänner allzubekanntes gesegwidrige Handlungen auf dem Kerbholz hatten und ihrerseits auch lieber unbehelligt bleiben wollten. Auch den armenischen Handwerkern ist daraufhin nichts geschehen.

Als nach dem großen Zusammenbruch Entente-truppen die türkischen Gebiete besetzten, atmeten die Armenier auf, denn sie glaubten nunmehr in Frieden leben zu können und nötigenfalls von den Okkupations-truppen beschützt zu werden. Aber es sollte anders kommen. Bekanntlich haben seitdem die türkischen Nationalisten, die immer noch mit französischen Truppen im Kampfe stehen, nebenbei auch viele tausend Armenier ermordet. Es ist anzunehmen, das die Ententemächte inzwischen zu der Einsicht gelangt sind, daß der Haß und die Habgier der Türken weder durch ernste Vorhaltungen noch durch leere Drohungen einzudämmen sind. Was die deutsche Regierung in ihrer Schicksalsstunde und mit völlig unzureichenden Kräften nicht durchzusetzen vermochte, die Schonung der Armenier, sollte der Entente trotz großer militärischer Kraftentfaltung bis heute nicht gelingen.



Mitglieder des Vereins Dr. Lepsius Orient-Mission (Armenisches Hilfswerk) werden alle Spender, die für die Zwecke des Vereins einen jährlichen Mindestbeitrag von M. 20.— entrichten. Die Bereitwilligkeit zur Mitgliedschaft muß mündlich oder schriftlich ausgesprochen werden. Die Mitglieder erhalten das Vereinsorgan „Der Orient“ unentgeltlich (§ 8 der Vereinsstatuten).

Mitgliedsbeiträge werden alljährlich durch Ausstellung einer Mitgliedskarte quittiert. Bei ratenweiser Einzahlung des Betrages erfolgt die Übersendung der Mitgliedskarte nach Eingang der letzten Rate.

Den Spendern, die uns jährlich M. 10.— Mindestbeitrag entrichten, senden wir ebenfalls die Monatschrift „Der Orient“. Den Gebern kleinerer Beträge, für die wir herzlich dankbar sind, können wir wegen der hohen Druck- und Papierkosten nur ab und zu eine Nummer des „Orient“ zugehen lassen. Wir senden ihnen jedoch alle Flugblätter nach Erscheinen zu. Wer mehrere Exemplare der Flugblätter zum Verteilen haben will, wolle unserm Bureau Mitteilung machen.

Adresse für Mitteilungen und Spenden: Dr. Lepsius Orient-Mission, Potsdam, Roonstraße 13. Zahlkartenüberweisung an Postsparkasse Berlin Nr. 24 745. Kostenfreie Überweisung bei jeder Sparkasse auf Girokarte an die Girokasse der Stadt Potsdam für das Konto 105, Dr. Lepsius Orient-Mission, Potsdam. (Bei dieser Art kostenloser Überweisung kann der Geber auch schriftliche Mitteilungen machen.)

Dr. Lepsius Orient-Mission, E. V., Potsdam.

D. Dr. Joh. Lepsius, Potsdam, Vorsitzender; Herr Rich. Schäfer, Potsdam, Generalsekretär; Herr Karl Förster, Bornim, Schatzmeister; Prof. D. Beth, Wien; Pastor Fleischmann, Berlin; Prof. Dr. Lehmann-Haupt, Innsbruck; Prof. Dr. B. Lepsius, Großlichterfelde; Herr Müller-Rühlenthal, Elze; Lic. Siegmund-Schulze, Berlin; Prof. Dr. Weddiger, Karlsruhe.

Tempel-Verlag, Potsdam.

Werke von D. Dr. Joh. Lepsius.

Das Leben Jesu. Erster Band. 1917. 8°. 384 Seiten.

1. Buch: Die Anfänge. 2. Buch: Galiläa.

Das Leben Jesu. Zweiter Band. 1918. 8°. 384 Seiten.

3. Buch: Jerusalem. 4. Buch: Jericho. 5. Buch:
Das Ende. Beide Bände M. 80.—.

... ein großes, monumentales Werk, das in flüssiger Erzählungsform das Leben Jesu schildert, wie es als ein seelisches Erlebnis „vor Augen steht“. Es ist mehr geworden, eine Christusdarstellung, die, objektiv betrachtet, als Beitrag zur historischen Forschung von hohem Werte ist. . . . Jedenfalls eines der besten und wertvollsten Bücher der Christusbibliographie. Es ergänzt, vervollständigt und vermenslicht manche berühmte Arbeit der größten Philosophen über das gleiche Thema.

Eisenacher Tagespost 20. 2. 22

**Ein Totentanz (Ahasver). Mysterium in drei Akten
und einem Vorspiel. Zweite Auflage 1906. M. 12.—.**

**John Bull. Eine politische Komödie. 1915. 2. Auflage
1919. M. 6.—.**

Es ist nicht möglich, das Wesentliche dieser geistvollen Satire durch eine Wiedergabe etwa des Ganges der Handlung klarzumachen. Es muß genügen, nachdrücklich auf diese „politische Komödie“ hinzuweisen und zu bitten: Verbreitet sie! Laßt sie von Hand zu Hand gehen! und man kann nur wünschen, sie möchte hundertmal und tausendmal aufgeführt werden in allen Gegenden Deutschlands, damit auch dem Blindesten einmal, endlich einmal die Augen angingen, wer der Feind ist: John Bull.

Theologischer Literaturbericht 1922 Nr. 2.

**Das Kreuz Christi. Vortrag, gehalten bei der ersten
Eisenacher Konferenz, Mai 1902. M. 2.—.**

**Adolf Harnacks Wesen des Christentums. Zweite
Auflage 1903. M. 6.—.**

**Die Auferstehungsberichte. Mit einer Tafel. 1902.
M. 2.—.**

**Macht und Sittlichkeit im nationalen Leben. Vortrag
1902. M. 2.—.**

**Jesus at the peace conference. . . . Auflage 1919
M. 4.—.**